

„Kirche ohne Macht“ (Ivan Illich). Beiträge zur Feier des Wandels

7. Oktober 2025 * Barbara Hallensleben

„The Vanishing Clergyman“ (114-136)

Wir beginnen mit Ihren „intelligenten Sätzen“.

Was ist Ihnen zu dem Kapitel „Kirche ohne Macht“ wichtig geworden?

Heute befassen wir uns mit dem Kapitel, das die Kurie endgültig gegen Illich aufgebracht hat. 1968 wurde er durch die Kongregation für die Glaubenslehre vorgeladen. Die Umstände waren demütigend. Man versuchte ihn zu dem Versprechen zu bringen, über die Verhöre in Rom nicht öffentlich zu sprechen. Er weigerte sich. Die Fragen seien voller Unterstellungen gewesen, weil die Antwort unweigerlich den Verdacht bestätigen musste, etwa nach dem Muster „Wann haben Sie aufgehört, Ihre Frau zu schlagen?“ Kardinal Franjo Šeper, ein kroatischer Kurienkardinal, habe ihn empfangen und am Ende des Gesprächs Worte gesprochen, die quasi wörtlich den letzten Worten des Großinquisitors in Dostojewskijs „Legende vom Großinquisitor“ entsprachen: „Geh und komm nicht wieder! Komm überhaupt niemals wieder! Niemals, niemals!“ Illich durfte vier Jahre lang nicht mehr öffentlich die Messe feiern, nicht predigen, keine theologischen Artikel veröffentlichen und keine Vorträge halten. Er hielt sich an das Urteil (vgl. David Cayley, Ivan Illich. *An Intellectual Journey*, Pennsylvania State University 201, 62-93).

Was hatte die römische Kurie derartig gegen ihn aufgebracht?

Der Artikel über den katholische Klerus war vor dem Konzil geschrieben worden und wurde nach dem Konzil veröffentlicht. Das ist ein indirektes Zeichen für die Kontinuität im kirchlichen Leben, die weit größer ist, als oft angenommen wird. Alle „neuen“ Ideen des Konzils waren natürlich vor dem Konzil bereits entwickelt worden. Sie fielen nicht vom Himmel. Dennoch ist es bemerkenswert, dass Illich sich einerseits im vollen Sinne mit der Kirche als einem von Gott initiierten Geschehen identifiziert, seine Kritik aber andererseits radikaler ist als bei manchen Reformern heute. Er sagt in seiner Einleitung: Die damaligen Reformvorschläge der „katholischen Linken“ *„schienen weder revolutionär genug zu sein, um sich zu lohnen (verheiratete Kleriker, Engagement von Priestern für soziale Aktionen oder Revolutionen), noch treu genug gegenüber den grundlegenden Positionen der Tradition, die ich nicht gefährdet sehen möchte (etwa der Wert des frei*

gewählten Zölibats, die bischöfliche Struktur der Kirche, die Fortdauer eines geweihten Amtes)“ (114f.).

Seine Kritik am „Priester“ (englisch: clergyman, d.h. eher die soziale Gestaltwerdung des Priester-seins!) ist „nur“ ein Beispiel für eine viel grundlegendere Kritik, die wir eigentlich schon kennengelernt haben: Es ist die Wahrnehmung, dass sich der christliche Glaube, der „Gott im Fleisch“ liebt, nicht institutionalisieren lässt, d.h. dass die unvermeidlichen Strukturen, die jedes Leben einer größeren Gemeinschaft braucht, sich nicht aus der Logik der Institution ergeben dürfen. Daher beginnt sein Artikel mit dem provokanten Satz: „Die römische Kirche ist die größte nichtstaatliche Bürokratie der Welt. Sie beschäftigt 1,8 Millionen Vollzeitarbeiter“ (115). Das „Schwinden“ des Klerikers entspricht dem „Schwinden“ der bürokratischen Institution (die nicht zum Dogma und nicht zur Frucht der Auferstehung gehört ...). Es ist ein Phänomen, das über die Kirche hinausgeht, und wird gerade begleitet durch „den Prozess der fortschreitenden Sozialisierung der Welt“, die Illich begrüßt (116).

Was ist das Problem? Einfach gesagt: das Geld. Illich resümiert: „Die meisten oder gar alle dienstamtlichen Handlungen der Kirche müssen von hauptamtlichen, unterbezahlten Mitarbeitern ausgeführt werden, die über eine Art theologischer Ausbildung verfügen und das kirchliche Gesetz des Zölibats bejahen“ (117). Ich veranschauliche diese Beobachtung mit einer für mich erschütternden Entdeckung aufgrund eines heilsamen Druckfehlers. In dem Buch über „Diakonie und Diakonat“ bei Papst Franziskus“ steht in einer Fußnote eine Statistik, die (in schon korrigierter Form) besagt: 98% aller ständigen Diakone arbeiten in Europa und Nordamerika, also für weniger als 15% der Weltbevölkerung. Warum ist das so? Weil diese Regionen über hinreichend Geld verfügen, um hauptamtliches Personal anzustellen. Für 85% der Bevölkerung auf dieser Erde haben die dort präsenten Kirchen andere Lösungen gefunden und – ganz dem Evangelium und sogar der Theologie des II. Vatikanischen Konzils gemäß – die Sendung des gesamten Volkes Gottes aktiviert, kirchliche Basisgemeinschaften gegründet, Katecheten und Katechetinnen ausgebildet etc.

Einer meiner Doktoranden hat die Einführung der Laiendienste im Bistum Basel untersucht (Urs Corradini, Pastorale Dienste im Bistum Basel. Entwicklung und theologische Konzeption nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, Fribourg 2008). Das Ergebnis ist ernüchternd: Im Vordergrund stand keineswegs die Beteiligung von Laien an der kirchlichen Sendung, sondern die Hoffnung, nach dem Konzil

werde ohnehin der Zölibat bald aufgehoben, so dass die Lientheologen einfach in einem vorläufigen Dienst auf ihre Weihe warteten ...

Illich hat auf jeden Fall das Gefühl, dass diejenigen, die ihren priesterlichen Dienst verlassen, nicht als „Abtrünnige“ zu bewerten sind, sondern vielleicht sogar ein prophetisches Gespür für die Widersprüchlichkeit ihrer institutionellen Rolle haben.

Sein Beitrag ist in vier Unterkapitel mit vier Thesen aufgegliedert:

- 1) Der Klerus: Mehr erwünscht – weniger benötigt.
 - 2) Die Form des künftigen Dienstamtes
 - 3) Dienstamt und Zölibat
 - 4) Sakramentaler Dienst und theologische Ausbildung
- Ich stelle die Kapitel jeweils mit ihrer Kernthese vor.

1) Der Klerus: Mehr erwünscht – weniger benötigt.

Hier beginne ich wieder mit einer eigenen Erfahrung: Als ich in meinem Heimatbistum ein Gespräch zur Aufnahme in die Ausbildung für den kirchlichen Dienst hatte, war vor mir eine andere Bewerberin an der Reihe, die ihre Zeit schon überzogen hatte. Sie wollte genau wissen, wie ihre Anstellungs-, Versicherungs-, Rentenbedingungen seien. Schließlich wurde der Ausbildungsleiter zornig, ließ mich herein und sagte ihr zum Abschied: Wenn Sie etwas ganz Sicheres wollen, müssen Sie in ein Kloster gehen.

Eine solche Logik entdeckt Illich in einem bestehenden institutionellen Kirchenapparat, der – wie jeder andere Institution – seine Eigenlogik entfaltet. (Als ich als Professorin begann, gab es im Dekanat eine Mitarbeiterin, die sogar Zeit hatte, einen Kaffee mit ihr zu trinken, sogar wenn man ungeplant in ihr Büro kam. Heute gibt es mindestens 4 Mitarbeiterinnen, die chronisch überarbeitet sind). Das besagt: „Die Arbeit wächst mit dem verfügbaren Personal“. Priester werden in Schreibtischjobs verschoben, Kommissionen saugen die Arbeitszeit selbst der Bischöfe auf. Die meisten Kurienmitarbeiter sind Priester und Bischöfe einfach nur deshalb, damit sie in ihrer Tätigkeit genug Ansehen haben. In Rom „Monsignore“ zu sein, bedeutet nichts – sagt der Volksmund, aber kein Monsignore zu sein, ist eine Katastrophe. Was man für ein Zeichen des Evangeliums hält, ist vielleicht am Ende, unweigerlich und nicht einmal beabsichtigt, nur der Erhalt von Rechten und Privilegien, die dem damit ausgestatteten Menschen eine Sicherheit geben, auf die er/sie nicht verzichten will. Es kommt zur Mentalität der „verhätschelten Unterwürfigkeit“ (123).

So lautet die eigentliche Frage für Illich: „Soll ich als Mensch, der ganz im Dienst der Kirche steht, in der Struktur bleiben, um sie zu unterlaufen, oder sie verlassen, um das Modell der Zukunft zu *leben*? Die Kirche braucht Personen, die eine solche bewusste und kritische Wahrnehmung suchen, die in tiefer Treue zur Kirche ein Leben in Unsicherheit und Risiko führen, frei von hierarchischer Kontrolle, und sich für die endgültige ‚De-Institutionalisierung‘ der Kirche von innen heraus einsetzen“ (122).

2) Die Form des künftigen Dienstamtes

Es gibt eine für Hauptamtliche zutiefst kränkende Erfahrung in der Corona-Zeit: Menschen haben in den Probleme der Isolation, der Krankheit, des Verlustes, der Ratlosigkeit nur sehr selten bei kirchlichen Ansprechpartner-innen Zuflucht gesucht, auch wo eine solche Hilfe nachdrücklich angeboten wurde. Illich sieht: Menschen suchen nicht mehr nach vermeintlich „professioneller“ Lebensberatung beim Priester. „Sie denken selbst“ (128). Sie wissen, für welche Lebensbereiche sie welche Unterstützung benötigen.

Hier formuliert Illich in einer prophetischen Sprache eine Zukunftsvision (im Indikativ), die darauf hinausläuft, den institutionellen Gegensatz zwischen Hierarchie und Laien (trotz aller Beteuerung des Gegenteils) aufzuheben:

„Ein erwachsener Laie, zum Dienstamt geweiht, wird der ‚normalen‘ christlichen Gemeinschaft der Zukunft vorstehen. Das Dienstamt wird eher eine Freizeittätigkeit als ein Beruf sein. Die ‚Diakonie‘¹ wird die Pfarrei als grundlegende Organisationseinheit in der Kirche ablösen. Das regelmäßige Treffen von Freunden wird die sonntägliche Versammlung von Fremden ersetzen. Ein sich selbst finanzierender Zahnarzt, Fabrikarbeiter oder Professor wird der Versammlung vorstehen, nicht ein von der Kirche angestellter Büromensch oder Funktionär. Der Pfarrer wird durch seine lebenslange Teilnahme an einer vertrauten Liturgie in christlicher Weisheit gereift sein, nicht als Absolvent eines Seminars, der professionell durch ‚theologische‘ Formeln ausgebildet wurde. Die Ehe und die Erziehung heranwachsender Kinder, nicht die Bejahung des Zölibats als rechtliche Voraussetzung für die Ordination, werden ihn zu einer verantwortlichen Führungsrolle qualifizieren.

1 *Als „Diakonien“ wurden bestimmte Gebäude in den sieben Stadtvierteln des frühchristlichen Rom bezeichnet, überwiegend in der Nähe von Kirchen. Ihre Aufgabe lag in der Versorgung von Armen, die auch dort aufgenommen werden konnten. Einer Diakonie stand ein Diakon vor. Daraus entstand die heutige Tradition der „Kardinaldiakone“.

Ich sehe voraus, wie Familien sich von Angesicht zu Angesicht um einen Tisch versammeln, statt als unpersönliche Menge vor einem Altar zu stehen. [...]

Die gegenwärtigen pastoralen Strukturen sind weitgehend durch zehn Jahrhunderte klerikaler und zölibatärer Priesterschaft bestimmt. Im Jahr 1964 unternahm das Konzil einen vielsagenden Schritt zur Änderung dieses Modells, als es einen verheirateten Diakonat billigte. Das Dekret ist missverständlich, denn es könnte zur Vermehrung nachgeordneter Kleriker führen, ohne die derzeitigen Strukturen wesentlich zu verändern. Es kann aber auch zur Ordination erwachsener, sich selbst finanzierender Männer führen. Die Gefahr bestünde darin, einen klerikalen, kirchlich getragenen Diakonat zu entwickeln und damit die notwendige und unvermeidliche Weltlich-Werdung des Dienstamtes zu verzögern.

Der ‚normale‘ künftige Priester verdient seinen Lebensunterhalt und wird einer wöchentlichen Versammlung von einem Dutzend Diakonen in seinem Haus vorstehen. Gemeinsam lesen sie die Heilige Schrift, studieren und kommentieren dann die wöchentliche Weisung des Bischofs. Nach der Versammlung, zu der auch die Messe gehört, nimmt jeder Diakon das Sakrament mit nach Hause und bewahrt es zusammen mit seinem Kruzifix und seiner Bibel dort auf. Der Priester besucht seine verschiedenen ‚Diakonien‘ und steht bei dieser Gelegenheit ihrer Messfeier vor. Bisweilen treffen sich mehrere ‚Diakonien‘ zu einer feierlicheren Messe in einem gemieteten Saal oder in einer Kathedrale.

Befreit von den gegenwärtigen Leitungs- und Verwaltungsaufgaben, werden der Bischof wie auch seine Priester Zeit für gelegentliche Konzelebrationen haben. Der Bischof wird seine wöchentliche Textauswahl aus den Kirchenvätern und den Impuls zur Diskussion vorbereiten und verteilen können. Er und seine Priester werden gemeinsam die Hausliturgie für die ‚Diakonien‘ vorbereiten. Diese Wandlungen erfordern eine andere Einstellung gegenüber der Verpflichtung zur wöchentlichen Messfeier sowie eine Neubewertung der derzeitigen rituellen Bußpraxis. Das gegenwärtige Kirchenrecht sieht die Weihe von Personen vor, deren Unterhalt lebenslang von der Kirche garantiert ist, und von anderen, die vom eigenen Vermögen leben können. Die Weihe auf diese Art von finanzieller Unabhängigkeit zu beschränken, erscheint in der heutigen Gesellschaft anomal oder gar empörend. Heutzutage bestreitet ein Mensch seinen Lebensunterhalt durch seine Arbeit in der Welt, nicht durch die Ausübung einer Rolle in einer Hierarchie. Es widerspricht sicherlich nicht den Zielen des Kirchenrechts, für die Ordination berufliche Befähigung oder erworbene soziale Sicherheit als hinreichendes Zeichen der Unabhängigkeit zu betrachten“ (129f.).

3) Dienstamt und Zölibat

Das „Problem ist komplex, da zwei Realitäten des Glaubens aufeinandertreffen: der sakramentale priesterliche Dienst und das persönliche Geheimnis des außerordentlichen Verzichts“ (129). Illich bringt dem Zölibat als Ausdruck einer persönlichen, ja geradezu intimen Berufung zur Nachfolge Christi im Dienst am Reich Gottes eine Hochschätzung entgegen. Gerade deshalb wehrt er sich dagegen, den Zölibat funktional auf die größere Dienstbereitschaft eines Priesters für seine Gemeinde einzuschränken. „Seine Wahl ist reines Risiko im Glauben, Ergebnis einer innigen und geheimnisvollen Erfahrung seines Herzens. Er entscheidet sich *jetzt* für ein Leben der absoluten Armut, die jeder Christ in der Stunde des Todes zu erfahren hofft. Sein Leben *beweist* nicht die Transzendenz Gottes; vielmehr bringt sein ganzes Wesen den Glauben daran zum Ausdruck“ (131).

Die Ordensgemeinschaft sind bevorzugte Orte eines Lebens nach den evangelischen Räten mit den entsprechenden Gelübden. Aber auch sie unterliegen der Institutionalisierung und Verrechtlichung. Illich sieht daher neue Orte und Formen kommen, um das Leben der evangelischen Räte mit anderen zu bezeugen und zu feiern.

Wichtig ist Illich nicht zuletzt die Möglichkeit, leichter aus der priesterlichen Lebensform entlassen zu werden.

4) Sakramentaler Dienst und theologische Ausbildung

Mit diesem Unterkapitel stellen wir ein Stück weit das infrage, was wir hier gerade tun. Illich erinnert historisch daran, dass die heutige Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter auf das Konzil von Trient zurückgeht und eine strenge Seminarerziehung einschloss, um in den Wirren der Reformation eine klare Identität in Überzeugung und Lebensform zu entwickeln. Heute haben sich Seminar und Universität auseinandergelebt. Das theologische Studium „wird sich der exklusiven Zuständigkeit der Kirche entziehen“ (135). „Das Theologiestudium wird auf spezialisierte Forschung und Lehre ausgerichtet sein, nicht mehr auf eine allseitige Berufsausübung“ (135).

Illich ist skeptisch nicht bezüglich des Theologiestudiums, sondern bezüglich seines Stellenwertes für die Vorbereitung auf einen kirchlichen Dienst:

„Das *spezifische* Ergebnis der christlichen Erziehung ist der *sensus ecclesiae*, der ‚Sinn für die Kirche‘. Der damit ausgestattete Mensch ist in der lebendigen

Autorität der Kirche verwurzelt, lebt die phantasievolle Erfindungskraft des Glaubens und drückt sich mittels der Gaben des Geistes aus.

Dieser ‚Sinn‘ ergibt sich aus der Lektüre der Quellen der authentischen christlichen Tradition, aus der Teilnahme an der betenden Feier der Liturgie, aus einer bestimmten Lebensweise. Er ist die Frucht der Erfahrung Christi und das Maß für die wirkliche Tiefe des Gebets. Er folgt aus der Durchdringung der Glaubensinhalte mit dem Licht der Vernunft und der Kraft des Willens. Wenn wir einen Erwachsenen für den Diakonat oder das Priestertum auswählen, suchen wir in ihm nach diesem ‚Sinn‘, nicht nach theologischen Diplomen oder einer Zeit des Rückzugs aus der Welt. Wir suchen nicht die Fachkompetenz, öffentlich zu unterrichten, sondern die prophetische Demut zur Leitung einer christlichen Gruppe.

Meiner Vermutung nach ist die wöchentliche Vorbereitung auf die liturgische Feier durch Lesungen eine bessere Ausbildung für die Ausübung des Dienstamtes als eine Spezialisierung in theologischen Studien. Damit will ich die Bedeutung eines strikten Theologiestudiums nicht schmälern. Ich möchte ihm nur den richtigen Ort zuweisen. Letztlich besteht die Aufgabe der Theologie darin, eine heutige Aussage zu klären oder ihre Treue zur offenbarten Wahrheit zu überprüfen. Der heutige Ausdruck der offenbarten Wahrheit geht allein aus dem Glauben der Kirche hervor. Die Aufgabe der theologischen Wissenschaft ist daher der Literaturkritik vergleichbar. Die *lectio divina* lässt sich mit dem Genuss der Literatur selbst vergleichen“ (134f).